

Prolog

Als Tochter bist du mir eigentlich zu alt, sagt meine Mutter.

Das Markusbecken glitzert im Morgenlicht wie zerknittertes Zellophan, ich stehe im Vaporetto der Linie Zweiundachtzig, ein leichter Wind geht, und die Gischt spritzt durch das Metallgeländer bis auf meine Füße.

Jedes Mal, wenn ihr klar werde, dass sie schon eine so alte Tochter habe, erschrecke sie, sagt meine Mutter. Ihre Friseurin habe sie erst gestern nach meinem Alter gefragt, und da hat mich meine Mutter ein Jahr jünger gemacht. Aus Versehen.

Ich betrachte mich im Fensterglas der Fahrerkabine, rücke meine Sonnenbrille zurecht, richte mit einem Griff meine Haare und presse die Lippen aufeinander, um den Lippenstift besser zu verteilen.

Du musst aber zugeben, dass ich mich gut gehalten habe, sage ich trotzig mit Blick in mein unscharfes Spiegelbild.

Aber die Jahre, die hast du nun mal auf dem Buckel, sagt meine Mutter mitleidslos. Die nimmt dir keiner mehr.

Der Buckel. Er erinnert mich an die Zeit, in der mich meine Mutter mit den Worten tröstete: Was sind schon Pickel, sei froh, dass du keinen Buckel hast, denn den kannst du nicht verstecken.

Ich drehe mich um, strecke mich etwas und betrachte meinen Rücken. Noch keine Spur von Buckel. Gott sei Dank.

Was rauscht denn da so bei dir?, fragt meine Mutter. Ich höre dich ganz schlecht.

Das ist das Vaporetto. Ich fahre gerade rüber zum Lido, sage ich.

Ist es bei euch trocken?, fragt meine Mutter.

Es ist nicht nur trocken, sondern auch schön, antworte ich und blicke zurück auf den Dogenpalast, dessen Marmorbögen leuchten wie weiße Tortenspitze. Venedig schwimmt im Morgenlicht, über dem Wasser flirrt rosa Sommer.

Es ist doch eigenartig, dass es bei dir immer schön ist, sagt meine Mutter. Hier regnet es in Strömen, und bei dir ist es schön. Jedes Mal, wenn ich anrufe, ist es schön. Das ist doch komisch, findest du nicht?

Es ist aber so, antworte ich.

Ich muss also keine Jacke mitnehmen?, sagt meine Mutter.

Höchstens eine ganz leichte, erwidere ich.

Brauchst du noch etwas von hier?, fragt sie.

Vielleicht Kaffee, sage ich und schäme mich etwas. Die ganze Welt sehnt sich nach Espresso, Caffè latte und Cappuccino. Und ich mich nach deutschem Kaffee.

Ein Pfund reicht?, fragt meine Mutter.

Ja, ein Pfund reicht, sage ich.

Gut, sagt meine Mutter. Jetzt muss ich aber Schluss machen, ich muss noch weiter packen.

Bis morgen, sage ich. Ich hole dich ab, sage ich. Ich wünsche dir einen guten Flug, sage ich.

Aber da hat meine Mutter schon aufgelegt.

1.

Meine Mutter ist die Erste. Als sich die automatische Tür zum Gate öffnet, sehe ich ihre blonden Haare in der Ferne schimmern. Meine Mutter hat immer noch blonde Haare, wobei »immer noch« das falsche Wort ist. Sie war ursprünglich aschblond, was sie irgendwann zu unentschlossen fand, und es gibt nichts, was meine Mutter mehr hasst als Unentschlossenheit. Eigentlich glich sie nur ihre äußere Hülle dem Inneren an. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und winke ihr zu. Sie sieht mich nicht. Die automatische Tür schließt sich wieder. Soldaten in Kampfanzügen von der amerikanischen Basis in Aviano stehen neben mir, einer hat eine Rose in der Hand. Seine Hand ist so groß, dass die Rose fast darin verschwindet. Neben den Soldaten warten buchhalterisch gescheiterte Männer mit Krawatte und kurzärmeligen Hemden und halten Schilder hoch, auf denen steht: *Mr + Mrs Paul Roth – Hotel Cipriani*. Vor der Absperrung ballen sich italienische Familien von der ersten bis zur dritten Generation. Eine Großmutter mit geschrumpftem Mund versucht vergeblich, ihrer Enkelin das Hemd über den Hosensack zu ziehen, um den Spalt tätowierter Nacktheit zu verbergen, der aussieht wie ein Jugendstilornament. Neben ihr steht der Vater, die Hände in den Hosentaschen, in den Augen jene gewisse Erwartungslosigkeit, die ihm im Zusammenleben mit Mutter, Tochter und Ehefrau gewachsen ist. Seine Frau hat blauschwarzes Haar, das wie ein Helm frisiert ist und blickt frömmelnd. Jedes Mal, wenn sich die automatische Flügeltür öffnet, versuchen die Soldaten,

die gescheiterten Männer und ich uns gegen die Familien durchzusetzen und zur Absperrung vorzudrängen, aber es ist jedes Mal vergeblich. Die Familien mauern. Und schon ist die Tür wieder zu.

Die Ankommenden schieben ihre Gepäckwagen so glücklich lächelnd durch das Gate, als ob sie gerade ein großes Abenteuer überstanden hätten. Dann suchen sie in der Menge nach Gesichtern. Zwischen den Koffern finden unbeholfene Umarmungen statt. Der Soldat mit der Rose umarmt eine dicke Frau, die über die winzige Rose in seiner riesigen Hand lacht wie über einen guten Witz. Eine Frau ergreift mit beiden Händen das Gesicht ihres Sohnes, als müsste sie es erst abtasten, um es wieder in Besitz nehmen zu können. Die Flügel der Tür schieben sich auseinander, und endlich entdeckt mich meine Mutter. Sie winkt und lächelt. Sie trägt ihre rosa Perlenkette. Die Kette für besondere Anlässe. Und ein neues, dunkelblaues Kostüm und einen lachsfarbenen Seidenschal, den ich ihr zum Geburtstag geschenkt habe. Ich frage mich, seit wann sie Dunkelblau trägt. Oder ist das Kostüm schwarz? Sie lächelt belustigt und gerührt zugleich. So wie Mütter lächeln, wenn sie in der Ferne ihr Kind entdecken, das so laut Mama! schreit und gestikulierend auf sich aufmerksam macht, bis sich alle umdrehen.

Mit einer gewissen Verachtung zieht meine Mutter ihren kleinen Rollenkoffer hinter sich her, so als würde er nicht zu ihr gehören. Sie ließ sich erst zu ihm bekehren, als sie seinen Nutzen nicht länger leugnen konnte. Aber in ihrem Herzen verabscheut sie ihn immer noch, weil er sie an ein Einkaufswägelchen erinnert. Und als würde er ihre Missachtung spüren, zappelt der Rollenkoffer wie lebendig, er springt von einer Seite zur anderen, bis meine Mutter ihn mit einem scharfen Ruck zur Raison bringt.

Als wir uns umarmen, glaube ich zu fühlen, dass sie kleiner geworden ist. Vielleicht liegt es aber auch nur an meinen Absätzen. Wie immer duftet sie nach Chanel No. 5, ihrem Lieblingsparfüm, mit dem sie so sparsam umgeht, dass die Hälfte davon im Flakon verdunstet. Sie legt die Hand auf meinen Arm und sagt: Ausnahmsweise pünktlich.

Was heißt hier ausnahmsweise, antworte ich.

Ihre Freundin, Frau Polinski, habe sich schon Sorgen gemacht, erzählt meine Mutter. Nie würde sie so etwas tun, habe sie meiner Mutter vor der Abreise gesagt. Nie. Bist du verrückt geworden? Allein nach Venedig zu fliegen! Und was machst du, wenn die Petra nicht am Flughafen ist? Dann nehme ich mir ein Taxi, sagte meine Mutter. Immer noch ratlos schüttelt sie den Kopf, als wir zum Anleger der Wassertaxis gehen. Was ist denn schon dabei, nach Venedig zu fliegen? Heutzutage ist doch alles kein Problem mehr!

Ich nicke ihr zustimmend zu. Und bin froh, nicht zu spät gekommen zu sein. Obwohl es knapp war. Tatsächlich war ich nur ein einziges Mal unpünktlich. Das ist zwanzig Jahre her und hat nicht bei meiner reisenden Mutter, sondern bei der zu Hause gebliebenen Frau Polinski ein Trauma ausgelöst. Es war in Paris, meine Mutter war mit dem Nachtzug gereist und sollte morgens an der Gare du Nord ankommen. Ich hatte verschlafen, und als ich endlich verschwitzt und panisch am Bahnhof auftauchte, stand meine Mutter da, als hätte sie in ihrem ganzen Leben nie etwas anderes getan, als auf einem Bahnsteig der Gare du Nord zu stehen und interessiert den Strom der Reisenden zu betrachten. Ein Fels in der Brandung, umwogt von Senegalesinnen in ihren Boubous, Geschäftsmännern, marokkanischen Studenten und Clochards, die meine Mutter um einen Franc anbettelten. Und als sie mich sah, sagte sie nur: Ach, da bist du ja. Ich wollte mir gerade ein Taxi nehmen.

Meine Mutter ist bereits nach Rom, London und New York gereist. Seither halten ihre Freundinnen sie für kaltblütig. Weil sie so gelassen in das Flugzeug steigt wie in den Zug nach Dortmund. Wohin die Freundinnen meiner Mutter auch nicht allein fahren würden, obwohl Dortmund nur wenige Kilometer von unserem Heimatort entfernt liegt. Die eine fürchtet, im Zug Beklemmungen zu bekommen, und die andere würde nicht nach Dortmund fahren, weil sie darunter leidet, dass sie dort keiner kennt. Ja du!, sagen sie dann zu meiner Mutter, du kannst so was! Worauf meine Mutter nur die Schultern zuckt und sagt, dass sie ihre Bedenken nicht verstehe, schließlich hätten sie doch nichts auszuhalten, wenn sie im Zug säßen, und überhaupt sei das Reisen doch heutzutage kein Problem mehr.

Das Leben ist doch leichter geworden, sagt meine Mutter. Man könne allein reisen, ohne schief angesehen zu werden. Und für jeden Geschmack gebe es heute etwas! Die unvorstellbarsten Sachen! Überall sieht sie Verbesserungen – in ihrem Handy, dessen *Santa Lucia*-Melodie sie liebt, in dem Zug, der sie bis an den Flughafen bringt, ohne dass sie umsteigen muss, und in der Tatsache, dass der Flug nach Venedig so kurz ist, dass man es kaum schafft, in der Zeit eine Piccoloflasche Sekt auszutrinken.

Und wenn ihre Freundinnen dann immer noch nicht überzeugt sind, in nachdenkliches Schweigen versinken und ein kraftloses: Ja du! hervorbringen, verliert meine Mutter die Geduld mit all diesen Bedenkenträgerinnen und sagt ihnen: Also, wenn das alles kein Fortschritt sein soll, dann kann ich euch auch nicht helfen!

Unser Wassertaxi wird von einem schlecht gelaunten, mehrere Zentner schweren Mann gefahren, dessen Kopf aussieht wie ein sonnengegerbter Kürbis. Das Armaturenbrett ist bevölkert von Padre Pios und Schwarzen Madonnen della Salute, in Form von Heiligenbildchen, Medaillons und Schlüsselanhängern. Statt eines Rückspiegels gibt es vier, und um jeden hängt ein Rosenkranz. Offenbar wird der Fahrer von Verfolgungswahn gequält. Kaum hat sich das Boot in Bewegung gesetzt, dreht er den Motor so hoch, bis das Boot über die Bugwellen springt und wir uns kaum auf den Sitzen halten können. Aber meine Mutter lacht nur und sagt: Hat eben jeder seine Flitzen.

Ihre Augen streichen über mein Gesicht wie die Finger der Frau über das Gesicht ihres Sohnes. Stimmt etwas nicht?, frage ich.

Warum?, fragt meine Mutter.

Weil du mich so anguckst, sage ich.

Ich habe dich so lange nicht gesehen, da werde ich dich wohl noch angucken dürfen, antwortet meine Mutter. Und sieht mich spöttisch lächelnd weiter an.

Steht dir besser, dieser Schnitt, die Haare etwas voller im Nacken, sagt sie. Dann blickt sie auf meine Schuhe und sagt: Schon wieder Schnabelschuhe.

Ist dein Kostüm neu?, frage ich.

Ach was, antwortet meine Mutter, das habe ich doch schon lange.